

Gottfried Keller: Bei der Mutter

Im „Grünen Heinrich“, Gottfried Kellers dichterischer Selbstbiographie, kommt Heinrich Lee aus der Fremde nach Hause. Anders vollzog sich Kellers eigene Rückkehr nach Zürich, der Abschluß seiner Wanderjahre. In einem Brief nach Berlin (1855) hat er erzählt, wie er, noch nicht Staatsschreiber von Zürich, nur Novellist, seine Mutter antraf, Elisabeth Keller, geborene Scheuchzer, die Witwe des Drechslermeisters, und seine Schwester Regula.

„... Meine Mutter ist sehr dauerhaft und hat sich in den sieben Jahren fast gar nicht verändert, sie macht alles selbst und läßt niemanden dreinreden; auch klettert sie auf alle Kommoden und Schränke hinauf, um Schachteln herunterzuholen und Ofenklappen zuzumachen. Ich mußte mir meine Serviette zum Essen förmlich erkämpfen, und da gab sie mir endlich ein ungeheures Eßtuch aus den neunziger Jahren, von dem sie behauptete, daß es wenigstens vierzehn Tage austreichen müsse. Ich kann es wie einen Pudermantel um mich herumschlagen beim Essen. Meine Schwester ist eine vortreffliche Person und viel besser als ich; als ich eines Tages wieder melancholisch war und die Mutter in der Zerstreung etwas anfuhr, ohne es zu wissen, rückte mir Regula auf das Zimmer und hielt mir eine so scharfe Predigt, daß ich ganz kleinlaut und verblüfft wurde. Beide hatten große Freude, als ich kam, aber ich habe ihnen auch nicht im mindesten imponiert...“

Jakob Burckhardt: Der alte Rhein

1842 hat Jakob Burckhardt, der Historiker der Renaissance, der großgestimmte Kulturdenker, in Berlin ein Gedicht zum Preise Basels, seiner Vaterstadt, und des Rheins, der sie durchströmt, verfaßt.

In süßer Mondnacht stand ich oft,  
wenn überm Rheine alles schwieg  
und aus den Gärten mild herauf  
ein Duft von tausend Blüten stieg —  
O könat' ich euch zum schwachen Dank  
ein Preislied dieses Stromes weih'n.  
So dankt' ich; leise lächelnd floß  
im Silberglanz der alte Rhein.

Jetzt, da sein Rauschen mir von fern  
durch heimwehsschwere Träume klingt,  
jetzt fühlt es des Verbannten Herz,  
daß ihm kein Stromlied mehr gelingt.  
Doch was er fürder dichtet, schafft,  
ihr Lieben, die ihn treu gehegt,  
O glaubt ihm, daß er alles euch  
im Geiste treu zu Füßen legt.

Edwin Erich Dwinger: Wir rufen Deutschland

Die Heimkehr ist in der gegenwärtigen Generation das Erlebnis von vielen Hunderttausenden geworden. Es sind die deutschen Kriegsgefangenen aus dem Weltkrieg. Unzählige von ihnen waren in Rußland und haben dort das schwerste Schicksal erduldet, bis die Stunde der Befreiung kam. Ein Dichter soll für sie sprechen, Edwin Erich Dwinger. „Die Armee

hinter Stacheldraht“ und „Zwischen Weiß und Rot“ waren die Bücher, in denen er von dem in Sibirien Ueberstandenen erzählte. „Wir rufen Deutschland“, das dritte Buch, beendet dieses Epos eines Volkes. Mit der Ankunft der Kriegsgefangenen und ihrer Begrüßung setzt es ein.

„... Ich stand am Kai, als das Schiff einlief. Dreitausend Menschen drängten sich am Ufer, aber ihr Gemurmel schien seltsam gedämpft, alle Geräusche lagen gleichsam unter einem Schleier. Er lag so schwer auf der hartenden Menge, daß man sogar die Hammerschläge hörte, mit denen man im Hintergrund Girlanden an eine hölzerne Empore schlug. Es war so still über diesem Gewirr von Köpfen, aus dem wie eine magere Säule eine noch nackte, aber riesenhafte Fahnenstange in den Himmel stach, daß ich weither die dünne Stimme einer alten Frau vernahm, die unablässig sagte: „Ach, bitte, bitte — lassen Sie mich etwas vor! Mein Sohn kommt heute . . . ich habe zwei in Frankreich liegen . . . Er ist der letzte . . .“

Meine Augen sahen weder Land noch Meer, sahen von allen Dingen nur den Schiffsbug, der immer höher aus seinem trüben Grau hervorstach.

Wir sind jetzt auf dem Dampfer, der uns von Orwinmünde nach Pillau bringt. Das Meer ist blau und ruhig, die Sonne scheint frühlingshaft. Wir sitzen alle auf dem Vorderdeck, ein kleines Heerlager verwegener Gestalten. Der Wind steht so, daß wir ihn im Rücken haben, wenn wir nach der Küste blicken — ich glaube aber, die Kameraden würden auch in gleicher Richtung sitzen, wenn ihnen der Wind wie Sand ins Gesicht schnitte. Sie haben genug von den endlosen Meeren, sie wollen jetzt Land sehen . . .

Fast niemand spricht. Es ist so schön, die ganze Küste an sich vorüberziehen zu lassen, dabei in das wartende Land hineinzuträumen, nichts anderes denken zu brauchen als das gleiche, als zehntausendmal:

Das ist die Heimat. Meine Pilgerfahrt ist zu Ende. Ich bin da . . .“

Hans Friedrich Blunck: Glückliche Heimkehr

Als Abschluß Verse des norddeutschen Dichters, als er aus fernen Ländern, in denen immer Sommer herrschte, in den heimatlichen Winter zurückkam.

Aus einem Land, wo immerheiße Sonne  
Die dunkle Erde trieb und glühend griff,  
Kam krank zum Herbst ich heim auf meinem Schiff.

Und als ich, eines Wunders wartend, schon  
Den letzten Weg zur Stadt — wie eine Uhr  
Der Himmel grau geziffert — heimwärts fuhr,

Den Stundenklang erhorchend, noch im Herz  
Die Ueberfätte immergrünen Lands,  
Das mich entließ aus seinem grellen Glanz,

Da senkt' sich weiß auf meiner Heimat Flur  
Der erste Schnee. Und wie ein Kind ergeht  
Lachte ich auf. Wann lachte ich zuletzt?

Und war so frei, so blutgewärmt, so jung  
Und tat das Herz weit auf, glücklich erschrocken,  
Und tief genesen griff ich nach den Flocken.